



(Nachdruck verboten.)

Die Laterne

Aus den Erinnerungen eines alten Offiziers. Von Friedrich Meißner.

(Schluß.)

„Schlechte Neugierden, wie?“ fragte er ruhig. Ich reichte ihm den Brief, den er laut durchlas. „Vier Alabert!“ — so schrieb mein Vater — „als Du mir das vorige Mal Deine Verlegenheiten klagtest, da gelang es mir mit schweren Opfern, die benötigte Summe aufzutreiben. Ich übersandte sie Dir zugleich mit der Erklärung, daß ich Dir fernertun nicht mehr würde helfen können. Ich bin ein unbenutzter Mann, wie Du sehr wohl weißt, und das wenig, worüber ich verfügen kann, reicht kaum aus für Deine Mutter, Deine Schwester und mich selber. Du kannst nicht vor angehen, daß wir Mangel leiden sollen, damit Du Deinen luxuriösen Pafloren nachhängen kannst. Dein selbständiger Beruf, der niemals meine Zustimmung gebieter hat, kostet mich ohne- hin mehr, als ich für Dich allein aufwenden berechtigt wäre. Du erhältst einen Zuschuß, der für jeden ehren- haft denkenden jungen Offizier vollständig ausreicht sein würde.“

„Diesen Zuschuß hättest Du vor Jahresfrist beträcht- lich überschritten. Du batest mich um Hilfe, die ich Dir auch gewährte. Jetzt wendest Du Dich zum zweiten Mal an mich, wegen einer noch viel größeren Summe.“ „Ich bedauere, Dein Gesuch abzulehnen zu müssen. Selbst wenn ich die Mittel hätte, so wäre es kaum weise meinet- seits gehandelt, Deine Bitte zu erfüllen. Wie die Sachen jedoch liegen, ist es mir ganz unmöglich. Ich habe mich bitter in Dir geäußert.“

„Ah bah!“ rief Helmsdorf, den Brief weit von sich schleudernd. „Den Herrn konnte er sich sparen. Die Hauptsache ist, er schickt Dir nichts. Was gedenkst Du nun anzufangen?“

„Ich gab keine Antwort. Meine Seele war voll schwarzer Verzweiflung.“

„Wohles Angerheim hat einen Wechsel von Dir, nicht wahr?“ fragte Helmsdorf langsam.

„Ich nicht.“

„Auch Kaufmann Reinhold, nicht wahr?“

„Ich antwortete nicht.“

„Gemein! Bist du wegen der Spielschuld. Außerdem treiben sich hier und da noch ein paar andere Papiere herum, wenn ich nicht irre. Bist nicht Du sie einzulösen?“

„Ich sitz in ein bitteres Gelächter aus.“

„Meiner Verachtung nach,“ sagte Helmsdorf mit seinem kalten, herben Blick. „Ich habe dich mit meinem kalten, herben Blicken schon fort,“ wird einer oder der andere dieser Wechsel morgen protestiert werden.“

„Ich sehr vernünftig.“

„Der Oberst hat uns vor kurzem erst noch eine letter Neben gehalten. Schuldensachen ohne Konten ist für ihn, was der rote Voppen für den Eiter ist; Du weißt.“

„Willst Du mich höhnen?“ unterbrach ich ihn aufspringend.

„Nüch, alter Freund,“ sagte Helmsdorf, die Hand er- hebend. „Höre mich an. Da sind Spielschulden und noch andere, die in den Augen der hohen Vorgesetzten noch viel verwerflicher sind. Aber, wenn's an's Kassieren geht, wird man uns beide lassen, notabens, wenn wir noch vorhanden sind.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte ich, ihn anblickend.

„Er lachte.“

„Wir sind bisher mit einander durch Dill und Dünn gegangen und in alle Lagen treue Kameraden gewesen,“ antwortete er. „Wir werden auch in dieser Sache Schulter an Schulter stehen. Ich bin mit Dir in gleicher Ver- dammnis. Auch gegen mich werden Anschuldigungen er- hoben werden — wenn sich's dann noch verlohnt.“

„Ich verstehe Dich nicht, Helmsdorf!“ sagte ich.

„Er lachte ganz laut.“

„Es ist Dir doch bekannt,“ sagte er dann, „daß ich die Verwaltung unserer Kasse, nebst der Kasse und den sonstigen Geschäften, übernommen habe, bis Schomberg von seinem Urlaub wieder zurück sein wird.“

„Daß weiß ich,“ antwortete ich.

„Schon. Morgen ist Schombergs Urlaub abgelaufen,“ fuhr er fort.

„Meinetwegen,“ sagte ich.

„Er wird die Kasse wieder übernehmen und die sechs- hundert Thaler darin suchen, die bei seiner Abreise darin waren.“

„Ich starrte Helmsdorf mit stodemem Altem ins Gesicht.“

„Nun — die sechshundert Thaler wird er nicht mehr vorfinden.“

„Ich sank wie von Donner gerührt auf meinen Stuhl. Der Oberst raubte mir fast die Bestimmung — Helms- dorf ein Dieb! Und ich — ich hatte ihm geholfen, das gestohlene Geld zu verdrassen!“

„Was gedenkst Du zu thun?,“ fragte er nach einer Weile.

„Ich wußte nichts zu erwidern.“

„Mein Anschluß ist gelöst,“ redete er weiter.

„Ich schaute ihn fragend an. Helmsdorf deutete auf meinen Pistolenkasten, der auf einen kleinen Tisch stand. Ich zuckte zusammen; das war's, was in der letzten Zeit auch mir zuwiefen wie ein dunkler Schatten durch den Kopf und die Seele gezogen war.“

„Wenn man uns vor das hochnotpeinliche Halsgericht laden wird, dann soll man wenigstens den einen nicht mehr vorfinden.“

„Auch den anderen nicht!“ unterbrach ich ihn wild. Wieder lachte er laut und mißhörend.

„Du willst mitkommen, Alabert?“ rief er.

„Ich will! Wir gehen zusammen hinaus! Was habe ich denn ohne Dich hier noch zu suchen? Du bist der einzige auf dieser schändlichen Welt, an dem mir noch etwas liegt!“

„Er sah meine Hand mit eisernem Griff.“

„Wir haben alles mit einander geteilt, Freund,“ sagte er, „wir werden uns nun auch auf dem letzten Wege nicht trennen. Was wir zurücklassen ist nicht der Rede wert.“

Die Lotterie dieser Welt hat so viel Mitten, daß es nicht der Mühe lohn, zu leben. Sollen wir geduldig auf uns nehmen, was uns bevorsteht? Ich meinetheils verzichte auf eine Zukunft voll Erniedrigung und Schmach.“

Ich stand auf und schritt auf den Pistolenkasten zu. Helmsdorf hielt mich zurück.

„Sagte, Freund,“ sagte er, „laß uns die Sache in aller Ruhe und ohne Ueberzeugung abmachen. Schau einmal her.“

Er führte mich aus Fenster, das nach dem weiten Hofraum hinansah.

„Sieh, dort macht sich der alte Anschlag der Kantinen- wirth,“ riefen daran, die Laterne anzuzünden. Er ist ein methodischer, langamer Mann, der mindestens zehn Minuten braucht ehe er um den Hof herumgelangt ist.“

Ich kenne seine Gewohnheit genau, da ich ihn oft genug beobachtet habe. Jetzt zündet er die Laterne an, die auf den vier Seiten stehen, und zum Schluß jene heben auf dem sogenannten Kandelaber in der Mitte des Hofes.“

„Nun höre mir zu, Alabert. Ich gehe auf mein Zimmer und laße die Pistolen. Dann schreibe ich einige Zeilen, um zu konstatieren, daß ich freiwillig gehe und um Schomberg um Verzeihung zu bitten. Inzwischen wird Anschlag mit seinen Kameraden so ziemlich fertig sein.“

Ich werde ihn beobachten, wenn er sich an den Kandelaber macht. Setzt er hier die rechte der beiden Laterne in Brand, dann ist dies das Zeichen für Dich.“

„Er schweig.“

„Bist Du einverstanden?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„Mein Herz war voll düsterer, hoffnungsloser Ver- zweiflung.“

„Ja,“ antwortete ich.

Wir schüttelten uns die Hände. Ich wußte, daß ich ihm auf Ewigen nie wieder begegnen würde.

„Entfinnst Du Dich der Geschichte des Generals von A.“? fragte Helmsdorf mit seltener Ruhe. „Dem soll als junger Mensch zweimal die Pistole versagt haben; das nahm er als ein Zeichen des Schicksals, und er sagte sich, daß er zu etwas Großem bestimmt sein müsse. Viel- leicht paßte er einem von uns auch so etwas.“

Dann kam eine plötzliche Veränderung über ihn. Er ergriff mich bei den Schultern und schaute mir tief in die Augen. Ich habe diesen Blick nicht vergessen. Durch den Rebel der langen Jahre sehe ich, wenn die Erinnerung wach wird, noch immer seine Augen lebendig vor mir.“

„Bewußt, Alabert,“ sagte er endlich, „Bewußt!“

Er ging hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Ich hörte ihn den Korridor entlang nach seinem Zimmer gehen, welches von dem meinen fünf Thüren entfernt lag. Dann war alles still. Ich stellte mich an's Fenster und sah auf den Hof hinaus. Der Abend war neblig und trübe. Von den Mannschafstgäuben her drangen schwache, verworrene Gerüche herüber. Der alte An- schlag hatte die Laterne auf der einen Seite bereits an- gesteckt. Es war Zeit, daß ich mich bereit machte. Ich läßt mich so ruhig, wie kaum jemals zuvor in meinem Leben. Ich öffnete meinen Pistolenkasten und lud die Waffen mit großer Sorgfalt. Dann setzte ich mich nieder, um an meinen Vater zu schreiben.

„Di noch in späteren Jahren habe ich bei der Erinnerung an meine damalige Gemüthsverfassung gelandert. Für meine gute Mutter hatte ich keinen Gedanken, ich läßt nichts als eine leichthändige Genugthuung, meinen Vater für die Verweigerung seiner Hilfe bestrafen und der meiner harrenden Zukunft ein Schnupphen schlagen zu können.“

„Mein lieber Vater,“ so schrieb ich, „Wenn Du dieses erhältst wirst Du bereits erfahren haben, daß ich tot bin. Ich habe Wechsel ausgegeben und gemeint, dieselben mit Deiner Hilfe einlösen zu können. Da Du mir diese ver- lagtest, werden die Wechsel protestiert und eingeklagt werden.“

„Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, welche Folgen dies für mich haben muß. Meine Ehre verbietet mir da- her, noch weiter zu leben.“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf, do ich annehme, daß

Du thatsächlich nicht in der Lage warst, mir beistehen zu können. Ich sehe aber auch keinen anderen Ausweg. Schick die gute Mutter und Schwester Sophie.“

Dem Dich liebender Sohn Alabert.“

Ich legte die Feder nieder und blatte zum Fenster hinaus. Der alte Anschlag hatte schon die letzte Laterne an der Seite angezündet und marschirte nun mit seiner Laterne dem Kandelaber in der Mitte des Hofes zu. Ich nahm die Pistole zur Hand und wartete. Er machte sich zuerst an die rechte der beiden Laterne!

Ein Braulen erfüllte meine Ohren, während ich stumm und regungslos dafas. Ich hatte noch ein paar Augen- blicke länger zu leben. Ich sah wie Anschlag den Docht der alten Kampflampe pußte und denselben dann mit seiner Spirituslunte entzündete. Die Flamme hatte kaum ihren ersten Strahl entsendet, da klang es in der Ferne wie eine heftig zugeworfene Thür — wie ein Schuß. Das Brausen in meinen Ohren wurde lauter. Anschlag feuerte die Laterne hinab, lehnte sie an den linken Laternearm und stieg dann wieder hinauf. Ich schob die Mündung der Pistole zwischen die Röhre. . . Was hatte der alte Mensch dort so lange zu tramen? Warum steckte er die Lampe nicht an? Ich sah ohne mich zu rühren. Meine Gedanken waren ganz klar. Ich beschloß, nicht eher abzudrücken, bis die Lampe brannte.

„Die Lampe aber wurde nicht angezündet. Nachdem der alte Anschlag sich eine Weile damit zu schaffen gemacht hatte, hob er das gläserne Gefäß aus seinem Unterflos und stieg damit die Laterne hinauf. Jedenfalls war etwas daran in Unordnung geraten. Er schüttelte seine Laterne und ging ab. Auf dem Kandelaber brannte nur die rechte Laterne. Ich legte die Pistole nieder; ein heftiges Zittern ergriff meinen ganzen Körper.“

„Es verging eine lange Zeit. Da klopfte es laut an die Thür.“

„Briefe für den Herrn Lieutenant,“ sagte die ein- tretende Postkondonanz.

Mein Blick erhob sich und machte Licht. Die Kon- donanz hatte zwei Briefe auf den Tisch gelegt. Einer trug die Handschrift meiner Mutter, der andere die von Wohles Angerheim.

Ich öffnete den ersten.

„Warum, mein einziger Sohn, hast du dich nicht an mich gewendet?“ schrieb die Gute. „Du wußtest doch, wie lieb ich dich habe und daß ich gern alles unterbreiten würde, um dir zu helfen! Dein Vater ist zuweilen ein wenig streng, aber auch er liebt dich von Herzen.“

„Dein Brief hat ihn sehr unglücklich gemacht. Er wollte mir den Inhalt derselben verbergen, aber einem Mutterherzen läßt sich nichts vorenthalten.“

„Ich kann mir recht wohl denken, wie des Vaters Weigerung dich erschwert haben muß, er hatte das Geld aber wirklich nicht. Er erlaubte mir schließlich, zur Tante Eugenie zu gehen, und es gelang mir, allerdings erst nach einem unerquidlichen Auftritte, dieselbe zu bewegen, das Bankhaus Hammer u. Co. anzunehmen, dir einen Kredit von dreitausend Thalern zu eröffnen. Selbstver- ständlich mußte dein guter Vater Mühe thun, um die Sache zu beschleunigen.“

„Ich mache dir keine Vorwürfe, lieber Sohn. Ich weiß doch deine Sorgen schon Strafe genug für dich waren. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß du in Zu- kunft verständiger handeln wirst. Ich bin so glücklich bei dem Gedanken, daß deine Not nun zu Ende ist!“

— Mit der freundlichsten Grüßen von deinem Vater und Sophie und mit tausend Küßen von mir schreibe ich als

Deine treue Mutter.“

Ich sank auf die Kniee und verberg mein Gesicht in den Händen.

Dann aber durchzuckte mich der Gedanke an das fünf Thüren von dem mein betogene Zimmer wie ein Blitzschlag.

„Es mochte sein, daß mich das Stampfen vieler Füße und das dumpfe Stimmengewirr drängen auf dem Kor- ridor wieder zum Bewußtsein der Gegenwart gebracht hatte.“

Man kam zu meiner Thür. Im Augenblick stand mein Entschluß fest. Niemand sollte erfahren, was zwischen Helmsdorf und mir vorgefallen war. Ich schloß den Pistolenkasten und stellte ihn wieder an seinen Ort. Die Thür flog auf und zwei meiner Kameraden stützten bleich und verstört herein.

„Helmsdorf hat sich erschossen! Wissen Sie's schon?“ rief man mir zu.

Ich stieß einen unglückseligen Schreckensruf aus. „Mein Gott!“ief ich.

„Ja, in seinem Zimmer. Wangenheim suchte ihn auf und fand ihn tot. Kommen Sie und sehen Sie selber!“

Noch heute weiß ich, was dieser Gang mich kostete.

Vor Helmsdorfs Thür stand eine Gruppe von Offi- zieren.

Er sah auf seinem Stuhl vor dem am Fenster stehen- den Tisch, Kopf und Schultern vornüber gebeugt. Die Pistole lag vor ihm.



„Hier ist ein Zettel, den der Herr Lieutenant noch geschrieben hat,“ sagte Helmsdorfs Waise, der weinend neben seinem toten Herrn stand.
„Lebt wohl, Kameraden!“ so lautete der Abschiedsbrief. Es that mir leid, euch verlassen zu müssen, aber es geht nicht anders. Ich habe gethan, was in dieser Welt nicht wieder Gut zu machen ist — ob in der nächsten, das wird sich herausstellen.
Schomberg soll mir vergehen. Wieviel von der Kasse fehlt, kann ich so genau nicht sagen. Er wird's ja sehen. Ich griff die Kasse an unmittelbar nachdem ich sie übernommen hatte; es ist mir nicht gelungen, den Defekt zu erfassen. Lebt wohl! Wie langsam der alte Anichütz mach! Meine Laterne zündet er zuerst an! Mit ihm —
Ich laufe in Dyanacht. Man trug mich auf mein Zimmer, wo ich einige Tage lag, ohne daß ich heute noch weils, was damals mit mir vorging.
Keiner der Kameraden wunderte sich darüber, daß das schreckliche Ende meines besten Freundes mich so tief ergrieff.
Als ich wieder zu mir kam, saß der alte Regimentsarzt an meinem Bett.
„Der Oberst ist ganz meiner Ansicht,“ sagte er. „Sie müssen auf einige Zeit nach Hause gehen, damit Sie sich von Grund aus wieder erholen. Sie haben überhaupt in der letzten Zeit ein wenig lochr geliebt, mein lieber Freund.“ fügte er mit verständnisvollen Worten aber in gutmüthigem Tone hinzu.
„Dat man Helmsdorf — ich meine — das Begräbnis störtire ich.“
„Man hat ihn in der Stille des Abends ohne Aufsicht zur Ruhe gebracht,“ entgegnete der Regimentsarzt. „Ich verjuchte den andern zu beweisen, daß er nicht bei Sinnen gewesen war, als er die That vollbrachte. Sein Brief sprach ganz deutlich dafür. Ein zurechnungsfähiger Mensch macht in solchem Augenblick keine Bemerkung über die langweiligkeit des Laternenansteckens und schwört nicht davon, daß seine Laterne zuerst angezündet wird. Das ist Unfinn. Was wollte er damit sagen? Das wird wohl nun niemand mehr erfahren. Und so haben sie ihn ohne Sang und Klang hinausgeschleppt und in einer Ecke des Friedhofes begraben.“
Meine Gesichtsfarbe ist zu Ende.
Ich erlebte Urlaub und reiste nach Hause, wo ich so viel Liebe fand, wie ich nimmer verdient hatte.
Bei meiner Rückkehr zum Dienst ließ ich mich in ein anderes Regiment versetzen, um den schrecklichen Erinnerungen zu entgehen. Selbsten bin ich ein anderer, besserer Mensch geworden.
Noch einmal werfe ich einen Blick auf die Anzeigungen, mit denen mein König mich geehrt hat. An der Wand hängen die Bilder meiner Kinderkinder, ich sehe mich umgeben von allem, was meine alten Tage so glücklich macht, aber vor mir liegen die Blätter, jedoch beschriebenen, die mich daran erinnern, wie ganz anders mein Lebensende hätte sein können —

Männliches und weibliches Naturell in ihrem Gegensatz.

In einer fauligen Rede des alten Lustspielbüchters Aristophanes kommt folgende Stelle vor: „Am Anfang sei der Mensch nicht in die beiden Geschlechter von Mann und Weib getheilt gewesen. Das sei erst von Jupiter geschieden, dem der Mensch ob seiner Kraft und Stärke unbenommen geworden und um ihn schwächer zu machen, habe er ihn in zwei Hälften zertrennt und zwar in Mann und Weib, die sich nun lieben, weil sie ursprünglich zusammenhängen.“ In diesem Scherz liegt der Gedanke, daß Mann und Weib zusammen erst den ganzen, wahren Menschen bilden oder wie der Philosoph Fichte sagt: Die unverselbstete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch, ein einseitiger Mensch.
Von Unterchied der beiden Geschlechter pflegt man gewöhnlich zu sprechen nicht allein in physischer, sondern auch in geistiger Beziehung und wenn diese Beziehung nicht zu der ibrigen Frage Veranlassung giebt: welches Geschlecht dem andern vorzuziehen ist? so kann man es ja dabei bewenden lassen. Um aber dieser ibrigen Frage von vornherein vorzubeugen, wird es sich mehr empfehlen, von dem Gegensatz der beiden Geschlechter zu sprechen, denn als Gegenläge gehören sie beide zur Einheit des Ganzen.
Man hat nun den Gegenlag der beiden Geschlechter bald verglichen mit der positiven und negativen Elektricität, die sich gegenseitig anziehen, bald den Mann mit dem Sauerstoff, das Weib mit dem Wasserstoff; bald hat man den Gegenlag auf abstracte Begriffe wie Aktivität und Receptivität, centrifugale und centripetale Bewegung zurückzuführen gesucht. Statt solcher Vergleiche, die öfter nur Spielereien sind, ziehen wir es vor, zunächst die Frage zu stellen: „Was gefällt dem Manne an dem Weibe und zieht ihn an? Antwort: Das, was er selber nicht hat und das wird Weiblichkeit sein. Und was gefällt dem Weibe an dem Manne und zieht sie an? Nebenfalls auch das, was sie nicht hat und das wird Männlichkeit sein. Jedem Manne gefällt auf den ersten Blick die Schönheit des Weibes. Der Lebende und in der erwachenden Liebe äußert sich ja die Anziehungskraft der beiden Geschlechter, findet an der Weiblichkeit immer etwas schön; sollen es nicht die Gesichtszüge sein, dann vielmehr die Hand oder die Fülle und Farbe der Haare, ihr großartiger Gang, die Klangfarbe ihres Sprachorgans, das Erblühen am Rinn oder die Gesamteinstellung und

haltung des Körpers. Dadurch läßt sich mancher verleiten, sich in ein dummes Ganschen zu verleben.
Was gefällt andererseits dem weiblichen Geschlecht auf den ersten Blick an den Männern? Es ist der Ausdruck der Kraft und des Kraftgefühls, der Muth. Darum sind bei der Eitelung eines Stuhls im Weib alle nachsichtigen logisch weg und nicht bloß den Rücksichten, sondern auch den höheren Tugenden des Landes nimmt ein statlicher Kriegsmann das Herz im Sturm. In einem Schwächling wird sich ein Weib so leicht nicht verlieben. — Dem stehen nun die Fälle gegenüber, wo das Weib gefallen durch Vorzüge des Herzens und Selbste hervorgerufen wird. Darüber äußert sich Edmann in seinen psychologischen Briefen: „Wo der Mann von einem Weibe, das er nicht schon findet, gefesselt wird, da ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß sie älter ist als er; da ist es eine fast hochwürdige Bezeichnung, die ihn an sie fetzt, die dann von ihrer Seite mit einer fast mütterlichen Sorgfalt erwidert wird. Geminnt dagegen ein junges Mädchen einen schwächlichen Mann lieb, weil er ein Herz voll Güte besitzt, so wird der Mann fast immer älter sein und mit ibriger Hingebung schmeigt sie sich an ihn, wenn er ihr Mann geworden.“
Schönheit, Anmuth, Sanftmuth, keusche Schamhaftigkeit wird also dem weiblichen Naturell eigen. Kraft und Muth dem männlichen. Selbst der Jörn, das Uebermaß von Kraft und Muth steht einem Manne noch immer an, und wird nicht für unnatürlich befunden werden, während ein zorniges, dragonerhaft auftretendes, freches Weib eine sehr häßliche, weil unnatürliche und unweibliche Erscheinung abgibt. —

Entsprechend diesem seinen Naturell tritt der Mann aus sich heraus in die Außenwelt ein. Die Gebiete seiner Thätigkeit sind die bürgerliche Gesellschaft, Staat, Wissenschaft und Kunst; sein Naturell macht ihn geschickt, sich in den Räum der Parteilämpfe zu mischen, leitenden Einfluß zu üben in den öffentlichen Angelegenheiten, zu kämpfen für's Vaterland und Iden. Wenn wären des Dichters Worte nicht bekannt: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben und pflanzen und schaffen, erklimmen, erwasen, muß wetten und wagen, das Glück zu erlangen.“ — Hier ist nicht der Beruf des Weibes und wo sie es thut, sich in die Parteilämpfe des öffentlichen Lebens mischt, thut sie es nur auf Kosten ihres größten Schmuckes, der Weiblichkeit, deren zarter Schmelz von der rauhen Hand des feindlichen Lebens abgewischt wird. Entsprechend ihrem Naturell ist das Haus die Gesellschaft, die Kunst das Gebiet ihrer Thätigkeit, wie der Dichter es ebenfalls so richtig wie schön ausspricht: „Und drinnen im Hause waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und herrscht weise im häuslichen Kreise und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und regt ohne Ende die feißigen Hände und mehrt den Gemüth mit ordnendem Sinn und füget zum Guten den Glanz und Schimmer und ruhet nimmer.“ Die Frau ist die Hüterin des häuslichen Lebens und die Hüterin desselben, was im Hause und in der Gesellschaft Anstand, gute Sitte, und feinerer Ton heißt; dafür besitzt das Weib unmitttelbares Gefühl. Wollen sie indeß mit den Männern concurriren in Dingen, die allseitige, verstandmäßige Reflexion erfordern ein objectives Utheil erheischen wie z. B. in wissenschaftlichen Untersuchungen und Forschungen, dann bewegen sie sich auf einen ihnen fremden Gebiet und werden immer den Kürzeren ziehen. Ihrem leicht beweglichen, schnell erregbaren Geiste fehlt es an der nöthigen Geduld, um Schritt um Schritt von Umlage zu Wirkung, Grund und Folge denkend vorzuschreiten und während der männliche Geankengang sich noch in der Mitte des Weges bewegt, sind die Frauen schon längst am Ziel und Ende desselben oder schwellen vom geraden Wege ab und springen auf Nebengedanken über, die vom vorliegenden Thema ganz abführen, so daß der logisch denkende Mann dabei in gelinde Verwirrung gerathen kann. Im Vergleich mit dem rasch zum Ziele gelangenden Geist der Frauen ist der Geist der Männer viel langamer und schwerfälliger, schließlich hier die Männer aber viel reicher, denn sie haben unterwegs viel mehr mitgenommen. — Frauen schreiben mitunter recht hübsche, von seiner Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß Zeugniß ablegende Novellen und Romane, aber in den eigentlichen Geschichtsbüchern haben sie noch nie etwas geleistet. In der künstlerischen Technik sind die Frauen den Männern zuweilen überlegen, verrath sich diese Anlage und Fertigkeit doch schon in dem geschickten Arrangement der Blumen zu einem schönen Strauß, aber produktiv schöpferische Meister der Kunst wie Mozart, Beethoven, Raphael u. s. w. hat das weibliche Geschlecht noch nie geliefert. Die Verdienste der Emancipation des weiblichen Geschlechts gegen diesen Mangel auf Rechnung unserer bisherigen logalen Verhältnisse, unter denen das Weib noch nicht Gelegenheit gefunden, sich derartig auszuüben. Wer und was sollte dann aber die vielen jungen Damen der Aristokratie und des reichen Bürgerstandes daran hindern? Geniale Geister arbeiten sich selbst durch ungünstige, widerige äußere Verhältnisse durch. Der Mangel an solch produktiv schöpferischen Geistern muß doch noch wo anders seinen Grund haben als in unseren bisherigen logalen Verhältnissen. Sie, die Frauen sind die Gärtnerinnen, die nach des Dichters Wort himmlische Noten ins irdische Leben flechten, sie sind Helminen im Duden und Reinen. Man braucht hier nicht bloß an das physische Leben zu denken, welche Seelenqual hält so manches Weib in unglücklicher Ehe mit stillem, sanftmüthigen Geiste aus! — Wenn auch nicht religiös, denn in der Geschichte hört man von keiner weiblichen Heiligschifterin, aber kirchlicher als die Männer sind die Frauen, denn sie repräsentiren die Sitte und Gewohnheit, während sich der Mann weit eher und leichter über das, was Sitte

und Gewohnheit heißt, hinwegsetzt. Die Keuschheit der Frauen trägt aber auch einen anderen Charakter als die der Männer, sie ist unmittelbarer und naiver. Das weibliche Geschlecht im Allgemeinen, Ausnahmen kommen ja überall vor, weiß nicht von den inneren Zweifeln, Widerprüchen und Disharmonien, mit denen der Mann in seiner Seele zu kämpfen hat; die Keuschheit, zumal die neuere, die der Wissenschaft angehört, ist für eine unbekannt Welt; ihr vorberühendes Gefühlleben bleibt damit unbehellig und mit dem lieben Weib gerührt sie höchstens nur einmal in Konflikt, wenn es bei der großen Weiblichkeit regnet oder wenn ihr Liebhaber krank geworden und sterben. Während der Mann vom Baume der Erkenntniß genossen hat und darum mühselig und in Schweiß des Argwissens arbeiten muß, ist die Frau vom Baume des Lebens, der mitten im Paradiese steht. Eine unreligiöse und ungläubige Frau macht davon in höherem Grade den Eindruck des Naturwunders als ein unreligiöser Mann. Die Frauen sind die ersten, natürlichen Erzieherinnen der Kinder zur Religion, sie haben den zarten Keim dieser allgemein menschlichen Anlage zu wecken, zu pflegen und vor Schädlingen zu schützen und wohl dem, der eine wahrhaft fromme Mutter gehabt, die ihn zum Gebet angehalten. Ohne den nachhaltigen Einfluß seiner frommen Mutter, ohne die Einbrüche, die sein kindliches Gemüth von ihr empfangen, würde der große Kirchenvater Augustin sich aus seiner jugendlichen, fröhlichen und intellektuellen Verirrungen wohl schwerlich noch einmal zurecht gefunden haben. —

Ueber die verschiedene Stellung von Mann und Weib innerhalb der Ehe enthalten die psychologischen Werke von Edmann manches sehr Interessante z. B.: „Das es kein Zufall sei, wenn es von dem in die Ehe tretenden Manne heißt, er binde sich, während die Frau getreut (selbst) werde. Der Mann der bis dahin ungebunden der Gesellschaft angehört, von Gasthaus zu Gasthaus ging, um seine Aende zuzubringen, er beschrankt sich jetzt auf ein Haus. Sie dagegen, die bisher in der Klarheit des Hauses gehalten war, sie tritt jetzt in die Gesellschaft, sie bekommt Gäste und waltet im heimathlichen Hause. Der Mann hat sich erweitert, der seine verengert. Alles, was die Stellung des Hauses nach außen zur Welt bezieht, bestimmt es, was den Hausstand gründet, der seiner Familie den Stand und Namen giebt und der in seinem Berufe nach wie ein ungebundener Weltreisender bleibt. Innerhalb des Hauses aber ist das Verhältnis umgekehrt, da ist eine Herrin, den Geist und Ton des Hauses bestimmt, ja sie trennt den Mann mehr oder minder von der Familie, der er bisher angehört. Die Mutter der Frau hießt in einem Hause eine ganz andere Rolle als der Mann's. Denn, daß ein Hausfräulein immer den Geist der Hausfrau atmet, liegt die unermessliche Macht, welche die Frau über die Männer und so indirekt über die Welt ausübt. Wer zählt die Fälle, die alle auf diese eine Grundtatsache, daß so viele Frauen den Zauberslab ihrer Macht aus den Händen legten so wie sie aufstehenden Frauen zu bleiben. Hier heißt nicht den Frauen nur den Schwärmsprung lassen oder die Küche als einzigen Schauplatz ihrer Thätigkeit. Nein, die Frau theilt alles mit dem Manne, aber in ihrer Weise; sie interessirt sich für Gebiete, die ihr fremd, weil es seine sind. Sie lei dem Manne Trost im Weide, sie beschwichtigt seinen Jörn, sie streicht mit lindernder Hand die Wunden, die ihn der Unabthug, sie bewundere ihn durch Appellation an seine Kraft, wo er anfängt, an der Ausführung eines Werkes zu verzagen und sie wird seine Gebieterin sein, so weit sie es soll und kann. — Wer nach dem bloßen Augenblicke urtheilt, glaubt, das an der Uhr die Zeiger humpeln sein, wer den inneren Mechanismus kennt, weiß dies besser. In dem Maße, als die Frauen die unsichtbare Feder sind und bleiben, wachsen sie Alles, sobald sie äußerlich ihre Wirksamkeit zeigen wollen, gleichen sie den Zeigern der Uhr und werden von den Männern an den Rädern der Eitelkeit gezogen. Statt sich emancipiren zu wollen, mögen sie sich lieber von den falschen Theorien emancipiren und zum bedauerlichen Glück sich auf die simple Wahrheit besinnen und einsehen, daß es am Ende besser ist, mit einem Reiz die Welt zu regieren, als ihr mit langweiligen Dissertationen dienen zu wollen. —

Wie das männliche Geschlecht wirklich männlich und das weibliche in Wahrheit weiblich, wird man auch Fehler bemerken, die jedem Geschlecht eigenenthümlich sind. Der Mann besitzt eine weit größere Denkraft; er besitzt das Vermögen, sich theoretisch wie praktisch in den Kampf mit dem Dasein einzulassen. Mit diesem Vorzuge verbindet sich aber eine einseitige Hingabe an das Allgemeine, wodurch er in Widersprüche und Disharmonien sowohl seiner Erkenntniß wie seiner ganzen Lebensstellung hinein gerissen wird, denen die Frau nicht ausgesetzt ist. Wie mancher Mann ist mit seinem Berufe zerfallen und leidet an den Qualen der Spannung, das thun zu sollen und zu müssen, wozu sein Inneres nicht übereinstimmt. — Der dem Weibe eigenenthümliche Sinn für das Besondere und Anschauliche ist aber oft mit einer Oberflächlichkeit verbunden, die bei der Außenwelt des Daseins stehen bleibt, ohne in das Wesen derselben einzudringen. Daher die Habs- und Scheinbildung, mit der Frauen öfter zu glänzen und zu coquetiren lieben, obgleich solche Habs- und Scheinbildung sich auch bei Männern vorfindet, die ihnen, wenn sie damit glänzen wollen, den Charakter der Belberarigen verleiht.
(Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: L. B. R. Kretschmann.